

«Wir haben erst protestiert, als wir im Westen waren, in Sicherheit»

Russische Band auf der Flucht Sie spielten in Zürich und gehen wegen Putins Krieg nicht mehr zurück. Die Russian Village Boys aus St. Petersburg über ihre Flucht, die neue Freiheit und Geldprobleme.

Yann Cherix

Sie haben kürzlich an Ihre 70'000 Instagram-Follower deutliche Worte gerichtet. Gegen Putins Krieg und gegen den Einmarsch in der Ukraine. War Ihnen bewusst, dass dies Ihr Leben verändern würde?

Denis Kozlov: Ja, absolut. In Russland ist mittlerweile nur schon das Benutzen von Instagram verboten. Und das Wort «Krieg» in Zusammenhang mit der Ukraine zu gebrauchen, führt bei uns zu Haftstrafen. Wir haben den Instagram-Post erst gemacht, als wir in Sicherheit waren, im Westen.

Dieser Post bedeutet, dass Sie vielleicht nie mehr zurück nach St. Petersburg gehen können.

Dmitrii Voskresenskii: Wir lassen unsere Familien, unsere Freunde zurück. Nach dem ersten Schock war für uns spätestens am vierten Tag nach dem Einmarsch klar, dass es so nicht mehr weitergehen konnte. Seit den Maidan-Protesten in Kiew 2014 ist es mit jedem Jahr schlimmer geworden, Redefreiheit für Künstler gibt's längst keine mehr.

Sie sind alle Anfang 20. Was haben Ihre Eltern dazu gesagt?

Larisa Ivanova: Sie unterstützen uns. Auch weil sie wissen, dass wir ansonsten unsere Band, die uns alles bedeutet, hätten aufgeben müssen. Unsere Fanbasis liegt in den Niederlanden, in Deutschland, den USA. Auch in der Schweiz wächst sie.

Droht Ihnen als Künstler konkrete Gefahren?

Denis Kozlov: Wir hatten Angst, dass wir bei einer Generalmobilisierung in den Krieg hätten ziehen müssen. Menschen töten? Unmöglich für uns.

Sie haben soeben in St. Gallen und am M4Music-Festival Konzerte gegeben. Wie sind Sie eigentlich hierhergekommen?

Denis Kozlov: Über Belgrad mit dem Flugzeug. In den Tagen zuvor war Chaos. In St. Petersburg versuchten alle, noch irgendwie



«Nicht alle Russen sind schlecht»: Larisa Ivanova, Denis Kozlov, Dmitrii Voskresenskii, Artem Shushkov (von links). Foto: Andrin Fretz

Geld abzuheben. Aber die Kreditkarten waren schon gesperrt, lange Schlangen bildeten sich vor den Bancomaten. Wir hatten längst Tickets nach Georgien gekauft. Aber dieses Flugzeug wurde konfisziert. Flüge nach Dubai oder Istanbul sind horrend teuer. So blieb uns nur Belgrad.

«Wir wollen vor allem Spass. Und Freiheit. Ganz einfach.»

Dmitrii Voskresenskii
Russian Village Boys

Auch diese Tickets sind total übersteuert.

Alles Russische hat im Westen gerade einen ziemlich schwierigen Stand. Wie wurden Sie in der Schweiz empfangen?

Dmitrii Voskresenskii: Gut. Zum Glück. Die Schweiz ist ein herrliches Land. Ehrlich gesagt, hatten wir Angst vor der Russophobie. Wir lasen davon in den freien Medien, zu denen wir zu Hause in Russland über Telegram schon immer Zugang hatten. Wir verstehen diese Gefühle zwar, und wir leiden mit den Menschen in der Ukraine ja auch mit. Aber nicht alle Russinnen und Russen sind schlecht, nicht alles aus unserem Land ist böse. Ach, es ist kompliziert.

Sehen Sie einen Ausweg?

Dmitrii Voskresenskii: Wer sind wir schon, um diese Frage zu beantworten. Wir machen trashigen Techno und rappen mit simplen Zeilen darüber. Denn wir wollen vor allem Spass. Und Freiheit. Ganz einfach. Wir wissen nur, dass in Russland Millionen von jungen Menschen wohnen, die das Gleiche wollen und ziemlich gut informiert sind, was die Gleichaltrigen in der Schweiz oder wo auch immer so treiben.

Gilt in Russland nicht Zensur?

Dmitrii Voskresenskii: Doch. Aber wir Jungen wissen, wie man am Computer eine VPN-Adresse einrichten muss.

Kann die junge Generation einen Wandel herbeiführen?

Larisa Ivanova: Sicher. Aber nicht alle sind gegen Putin. Und offener Protest ist gerade sehr gefährlich. Wir haben Freunde, die mit einem Blatt Papier in St. Petersburg herumlaufen. Darauf stand: «Wojna». Krieg. Sie wurden sofort abgeführt.

Wie geht es nun weiter mit Ihnen?

Denis Kozlov: Wir wissen es nicht. Wir fliegen zuerst einmal nach Belgrad zurück, wo wir eine kleine Wohnung gemietet haben. Uns geht aber langsam das Geld aus. Wir müssen es schaffen, in Serbien ein Bankkonto zu eröffnen. Sonst bleibt uns der Zugriff auf das wenige Ersparnis verwehrt. Wir starten in ein komplett neues Leben. Es wird schon gut gehen. Irgendwie.

Wer kommt nach «Deville»?

Comedy Das Schweizer Fernsehen sucht nach Ideen für ein neues Satireformat. Wir hätten da ein paar Vorschläge.

Seit sechs Jahren gibt es das Satireformat «Deville». Nun denkt das Schweizer Fernsehen übers Aufhören nach: Wie diese Zeitung erfahren hat, sucht SRF nach einem Nachfolgeformat für die Late-Night-Sendung, die jeweils am Sonntagabend im linearen Programm läuft. Zuletzt hatte «Deville» im linearen Programm gut 178'000 Zuschauer, was einem Marktanteil von rund 17 Prozent entspricht.

Fast die gesamte Schweizer Comedy-Szene sei nun auf Einladung bei SRF mit Ideen für mögliche Nachfolgeformate vorstellig geworden, heisst es. Es sei «ein ganz normaler Vorgang, parallel neue Formatideen zu ver-

folgen und diese gegebenenfalls zu entwickeln», schreibt SRF auf Anfrage. Deville werde aber nicht abgesetzt. Zumindest nicht, solange man sich noch nicht für ein neues Format entschieden habe.

Dominic Deville selbst nimmt es gelassen, dass SRF eine Nachfolge für ihn sucht. Ewig könne er seine Sendung nicht machen, schreibt der 47-Jährige auf Anfrage. «Aber ein paar Staffeln sind wir sicher noch dabei.» So lange dauere es auch, «um etwas Vernünftiges aufzulegen». Devilles eigenes Format wurde zwei Jahre vor dem Ende von «Giacobbo/Müller» in Angriff genommen. «Kein Grund zur Panik also für unsere Fans! Und

keiner zur Freude für unsere Hater», teilt Deville mit.

Zeit für eine Frau auf dem besten Sendeleistungsplatz

Wer aber soll die Nachfolge von Deville antreten? Hazel Brugger wäre sicher die geeignetste Kandidatin. Aber wahrscheinlich ist sie fürs Schweizer Fernsehen inzwischen zu gross. Ausserdem will die 28-Jährige beruflich gerade etwas kürzertreten.

Wenn es rein nach der Reichweite ginge und man vermehrt die Jungen erreichen möchte, müsste sich das Schweizer Fernsehen für Adrian Vogt interessieren: Auf Tiktok hat der 22-jährige Schweizer als Aditoto eine

Gefolgschaft von fast zwei Millionen Followern.

In der Liga der Klick-Millionäre bewegt sich auch der 30-jährige Cedric Schild, der von der aufklärerischen Satire über den Telefonscherz als schwerhöriger Herr Aebersold bis hin zur Rolle des Polizeipraktikanten in der Erfolgsserie «Tschugger» so ziemlich alles beherrscht, was ein Komiker können muss. Gute Chancen darf sich sicher auch Gabriel Vetter ausrechnen. Oder Stefan Büsser, der nach der Aufgabe seines «Quotenmänner»-Podcasts auf SRF wahrscheinlich Zeit für Grösseres hätte.

Aber eigentlich wäre es endlich mal Zeit für eine Frau auf

dem wichtigsten Satiresendeplatz: Infrage käme Michelle Kalt, die als Sidekick von Deville agiert und dort über Nazisymbole referiert. Oder Lara Stoll, die mit ihrem abgedrehten Humor immer wieder punkten kann.

Und natürlich Patti Basler, die als Aussenreporterin für «Deville» im Einsatz ist und während des Lockdown im Talk mit Viola Amherd dieser das Geständnis abringen wollte, dass die Bundesrätin in der Schweiz eine Militärdiktatur errichten will. Vielleicht gelingt das Patti Basler, wenn sie in zwei Jahren «Deville» beerbt.

Andreas Tobler

Krimi der Woche

Weil das FBI nichts tut, übernimmt der Ureinwohner

Rezension «Wenn es um das Recht der Weissen geht, ziehen die Natives immer den Kürzeren», stellt der Icherzähler in «Winter Counts» von David Heska Wanbli Weiden fest. Mit den Gesetzen und ihrer Anwendung gibt es in den Reservaten der Ureinwohner in den USA viele Probleme. Die lokale Tribal Police hat keine Kompetenz, Gewaltverbrechen zu verfolgen. Dafür ist laut Gesetz das FBI zuständig. Dieses interessiert sich aber in vielen Fällen nicht besonders dafür. So werden beispielsweise Vergewaltigungen, aber auch Kindesmissbrauch in der Regel gar nicht verfolgt.

Deshalb gibt es in den Reservaten private Vollstrecker, die im Auftrag von Opfern oder Angehörigen Bösewichten eine Abreibung verpassen. Virgil Wounded Horse, die Hauptfigur, ist so ein «Auftragsprügler»: «Wenn das Rechtssystem versagte, kamen die Leute zu mir. Für ein paar Hundert Dollar übte ich in ihrem Namen zumindest ansatzweise Rache. Mein Beitrag zur Gerechtigkeit.»

Autor Weiden weiss, wovon er schreibt. Er ist zwar nicht im Rosebud-Reservat in South Dakota, aus dem seine Mutter stammt, aufgewachsen, doch auch als «Halbblut» engagiert sich der Rechtsanwalt und Professor für Native American Studies aus Denver für die Rechte der Ureinwohner. Er tut das auch in seinem ersten Roman. Dabei doziert er aber keineswegs, sondern packt die ganzen Informationen über das prekäre Rechtssystem in den Reservaten, über die Kultur der indigenen Bevölkerung der USA, über das Leben in einem Reservat in eine durchgehend packende und actionreiche Krimistory.

Komplex und tiefgründig

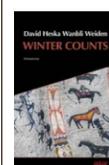
Virgil bekommt es dabei mit einer Bande von Heroidealern zu tun, die ihre Geschäfte ins Reservat ausdehnen will. Da gerät auch Virgils Neffe, dessen Vormund er ist, mitten ins dramatische Geschehen. Das Ganze wird aber nie zu einer simplen Gute-Indianer-vs.-böse-Weisse-Geschichte. Im Reservat gibt es auch korrupte und kriminelle Natives.

Weidens spektakuläres Romandebüt erregte beim Erscheinen in den USA nicht nur wegen seines politischen Subtexts Aufsehen, sondern vor allem auch wegen seiner literarischen Qualität. Das mit zahlreichen Auszeichnungen bedachte Buch besticht durch einen brillanten Plot, dank dem die komplexe und tiefgründige Story mit all ihren Bezügen zur Geschichte und zur Gegenwart der indigenen Bevölkerung immer fesselnd bleibt und nie schwerfällig wird.

Und auch immer wieder Anlass zum Schmunzeln gibt: «Er hatte sich einen dünnen Schnurrbart wachsen lassen, dessen Farbe an das Arschloch eines Hundes erinnerte.» Zurzeit arbeitet Weiden an einem zweiten Roman um Virgil Wounded Horse.

Hanspeter Eggenberger

David Heska Wanbli Weiden
Winter Counts



Aus dem Englischen von Harriet Fricke. Polar, Stuttgart 2022. 464 S., ca. 24 Fr.